

## „Region“ als Konfliktfeld und Konfliktlösung

### Praktisch-theologische und kirchengeschichtliche Beobachtungen<sup>1</sup>

Zunächst eine methodologische Vorbemerkung: Aus meiner Sicht ist die Theologie, vor allem aber die Praktische Theologie, missverstanden, wenn sie beansprucht, im kirchlichen Diskurs eine privilegierte Autorität zu haben, genauer: wenn sie meint, für die Wahrnehmungs- und Orientierungsprobleme der kirchlichen Praxis *als* Theologie bereits fertige oder auch nur halbfertige Lösungen bereit zu halten. Jedenfalls die Praktische Theologie geht gerade nicht deduktiv vor; sie kann sich nicht auf scheinbar feststehende biblische, dogmatische oder historische Wahrheiten beziehen, sondern sie vollzieht sich stets induktiv, tastend, *experimentierend*. Als einen solchen Versuch, sich dem Problemfeld der Regionalisierung induktiv, fragend und damit gesprächsfördernd zu nähern, verstehe ich diese Tagung und auch meinen Beitrag.

Der spezifische Gegenstand, den die Praktische Theologie befragt und mit dem sie – stets im Gespräch mit anderen wissenschaftlichen und praktischen Perspektiven – experimentiert, das sind manifeste Probleme, genauer: *Konflikte*

---

<sup>1</sup> Der Text hält sich, auch stilistisch, eng an das in Hofgeismar vorgetragene Referat. Die Literaturangaben sind i.W. auf Nachweise beschränkt.

des kirchlichen Handelns. Gäbe es keine Auseinandersetzungen, keinen Streit über dasjenige kirchliche Handeln, welches in einer bestimmten Situation angemessen ist, dann wäre – das gilt auch historisch – jedenfalls die Praktische Theologie (vielleicht auch die Theologie im Ganzen) nicht nötig, weder als akademische Wissenschaft noch als Teil der kirchlichen Aus- und Fortbildung.

Leider – oder zum Glück – kann die Praktische Theologie solche innerkirchlichen Konflikte nicht lösen, sondern sie kann die jeweiligen Konflikte nur jeweils *neu beschreiben* – dies aber hoffentlich so, dass sich für die Beteiligten neue Perspektiven eröffnen, so dass die Betroffenen, die Akteure *selbst* zu anderen Handlungsorientierungen gelangen und – nun praktisch – ihrerseits Neues ausprobieren. Diese neue, veränderte oder vertiefte Praxis ist – theologisch formuliert – ein Ort, *wo der Geist weht*, wo also ein Handeln Gottes erhofft werden kann. Die Praktische Theologie versucht, dem Geist Gottes Raum zu geben, indem sie Konflikte bearbeitet: sie verschärft, sich in sie vertieft, sie ausleuchtet und nach ihren sozialen und historischen Hintergründen befragt.

Mein in diesem Sinne experimentelles Referat ist in vier Schritte gegliedert. (1) Zunächst umreiße ich kurz das spezifische kirchliche Konfliktfeld, das sich mit dem Begriff „Region“ verbindet. (2) Sodann versuche ich eine *Analyse des Begriffs* der Region, wie er in der politischen wie in der raum- und sozialwissenschaftlichen Diskussion verwendet wird. Im Unterschied zu Herrn Loer setze ich die Existenz von Regionen also nicht voraus,<sup>2</sup> sondern versuche zu verstehen, welche Phänomene – und welche Interessen – sich mit diesem Begriff üblicherweise verbinden. (3) Vor diesem Hintergrund skizziere ich in einem dritten Teil drei kirchen-

2 Vgl. hierzu den Beitrag von Thomas Loer im vorliegenden Band, S. 81 ff.

geschichtliche, genauer: kirchenorganisationsgeschichtliche Entwicklungen, in denen das (heutzutage) mit „Region“ Gemeindeglieder gerade nicht als Problem- oder Konfliktfeld, sondern als *Konfliktlösung* erscheint. (4) Abschließend wird eine praktisch-theologische Auswertung versucht, die überraschende Einsichten in Fragen für die weitere Diskussion transformiert.

## 1. Die „Region“ als kirchliches Konfliktfeld

Inwiefern „Region“ und „Regionalisierung“ ein Konfliktfeld der kirchlichen Strukturveränderungen und ihrer Debatten darstellt, das ist in zahlreichen Artikeln, Sammelbänden, Perspektiv- und Strategiepapieren, auch konkreten Arbeitshilfen bereits ausführlich beschrieben worden.<sup>3</sup> Von daher verstehe und begrüße ich den Versuch des neuen „Zentrums für Mission in der Region“, erst einmal positiver vorzugehen, also dezidiert nach den Chancen der Region zu fragen – für die kirchliche Arbeit im Allgemeinen und für das missionarische Handeln im Besonderen.

Gleichwohl ist und bleibt „Regionalisierung“, so scheint mir, in der Kirche erst einmal ein Begriff, der mit Unbehagen, mit Enttäuschung, mit Schmerzen, auch mit Angst und

---

3 Vgl. nur: Lothar Stempin/Dieter Rammler (Hg.): Auf dem Weg zu neuen Arbeitsformen. Beiträge zu einem Ost-West-Dialog zu Fragen von Kooperation und Regionalarbeit, Texte aus der VELKD 69, Hannover 1996; Eberhard Hauschildt (Hg.), Themenheft „Regionalisierung“, in: PTh 92 (2003), Heft 1, 1–80; Elke Schölper (Hg.), Entdecken – sich nähern – vertraut werden. Regionalisierung, in: Kirche in Bewegung (Gemeindekolleg Celle), November 2005; Stefan Böltz/Wolfgang Nethöfel (Hg.), Aufbruch in die Region. Kirchenreform zwischen Zwangsfusion und profilierter Nachbarschaft, Hamburg 2008.

Wut besetzt ist. Nur wenn diese emotionale Besetzung im Blick bleibt, können auch alternative Sichtweisen der Region, dann auch der Regionalisierung ausprobiert werden. Im Blick auf diese negative Besetzung der Begriffe muss ich nur wenige Stichworte nennen:

- Gemeinden, auch Kirchenkreise müssen/sollen kooperieren, obwohl sie es doch ‚eigentlich‘ nicht wollen.
- Denn im Zuge dieser Kooperation müssen Gebäude geschlossen oder abgerissen, Stellen gestrichen, Arbeitsfelder aufgegeben, auch Menschen entlassen oder (bei Ehrenamtlichen) entpflichtet werden.
- Auch die Kooperation im Blick auf Mitarbeitende: auf Kirchenmusiker, Jugenddiakone, Berater etc. erweist sich nicht selten als konfliktbeladen. Erst recht weckt die Aufteilung von Pfarrstellen regelmäßig Widerstände, und dies von allen Seiten.
- Belastend ist auch der Hintergrund der Nötigung zur Kooperation: die schwindenden Finanz- und Mitarbeiterzahlen, vielleicht auch die sinkende Zahl der Mitglieder sowie – wobei dies schwer zu messen ist – eine sinkende Beteiligung an Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen.
- Eine Regionalisierung bedeutet stets auch eine Veränderung für das ehrenamtliche Engagement – sei es, dass Sitze in Kirchenvorständen und Kreissynoden entfallen, sei es, dass Ehrenamtliche sich in einer anderen Gemeinde oder in einem neuen Handlungsfeld engagieren.
- Regionalisierung verbindet sich zudem mit der Erfahrung von Konkurrenz zwischen kleinen und großen Gemeinden, auch zwischen den ‚gewachsenen‘ Ortsgemeinden und neuen, übergemeindlichen oder funktionalen Diensten.

- Das Denken in Regionen erscheint regelmäßig als etwas, das den bestehenden Verhältnissen eher von außen, vielleicht auch ‚von oben‘ aufgenötigt wird.

Inzwischen ist auf diesem Hintergrund, so scheint mir, eine gewisse Erschöpfung der Debatte eingetreten. Die skizzierten Kooperationen und Verschiebungen, in finanzieller wie in personeller und inhaltlicher Hinsicht, werden mit einem gewissen Pragmatismus vollzogen – „es geht ja nicht anders“ –, der ohne weitere theologische Reflexion auszukommen versucht – „das bringt ja sowieso nichts“. Aber wenn sich eine Debatte erschöpft hat, dann heißt das noch nicht, dass die Probleme, auch die Probleme der Wahrnehmung von „Regionalisierung“ und „Region“ gelöst wären – im Gegenteil: Sie drohen, bei jeder neuen Runde kirchlich-struktureller Veränderungen wieder zum Thema zu werden.

Im wachsenden Abstand zu den heftigen praktischen wie theologischen Auseinandersetzungen, mit denen die Debatte über die kirchliche Regionalisierung vor gut zehn Jahren begann, lassen sich vielleicht einige Probleme markieren – und zwar Probleme, die sich mit dem *Begriff der Region* verbinden, wie er in der bisherigen Diskussion implizit vorausgesetzt – und daher umso nachhaltiger wirksam – ist, allen Bemühungen der Umdeutung zum Trotz.

- Auf dem Hintergrund der skizzierten Konflikte impliziert der Begriff der „Region“ vor allem Einschränkungen und Verluste. Wird „Region“ damit zu einem *depressiven* Begriff?
- Das Stichwort „Region“ bezeichnet eine strukturelle, organisatorische Reaktion auf kirchliche und/oder gesellschaftliche Veränderungen, also ein nachgängiges, sekundäres, sich (notwendig, genötigt) anpassendes Handeln. – Wird „Region“ damit zu einem tendenziell reaktionären oder doch *konservativen* Begriff?

- Umgekehrt markiert „Region“, aus der Sicht der Gemeindeglieder und Organisationsentwickler, den kirchlichen Willen zur Um- und Neugestaltung, verbunden mit einem großen Optimismus, was das Gelingen und die Wirkungen dieser Umgestaltung betrifft. Wird „Region“ auf diese Weise zu einem ausgesprochen pragmatischen, ja *aktivistischen* Begriff?
- Jedenfalls steht „Region“ in den kirchlichen Debatten fast immer für ein *neues* Programm, für bisher nicht da gewesene Herausforderungen und Lösungen. „Region“ erscheint insofern als ein *unhistorischer* Begriff. Diesem Problem möchte ich im 3. Abschnitt meiner Überlegungen genauer nachgehen.
- „Region“ erscheint, jedenfalls in den ersten Debattenbeiträgen, als Hinweis auf ein spezifisch kirchliches Strukturproblem, mit dem die Kirche denn auch wesentlich alleine und ohne Anregung von außen fertig werden müsste.

Jedenfalls im Blick auf diese binnenkirchliche Verengung ist die Debatte inzwischen erheblich weiter – das markiert schon die Anlage dieser Tagung, die mit dem sozialwissenschaftlichen Hauptreferat begonnen hat und die in den Foren zahlreiche weitere „säkulare“ Erfahrungen, dazu auch die Prozesse in der römisch-katholischen Kirche in den Blick nimmt. Aus dieser allgemeinen Debatte über „Region“ und „Regionalisierung“ will ich nun, im 2. Abschnitt, einige Einsichten aufnehmen und systematisieren, die z.T. schon im Referat von Herrn Dr. Loer angesprochen wurden.<sup>4</sup> Im Unterschied zu Herrn Loer werde ich „Region“, das sei schon jetzt gesagt, aber weniger als gegebenen Bezugspunkt des Handelns einzelner Akteure auffassen, sondern vielmehr als

---

4 Vgl. hierzu den Beitrag von Thomas Loer im vorliegenden Band, S. 81 ff.

einen Begriff, der bereits *in sich* spezifische Wahrnehmungs- und Handlungsimpulse enthält.

## 2. Beobachtungen zum politischen und regionalwissenschaftlichen Sprachgebrauch

Recherchiert man im Internet<sup>5</sup> oder in der Universitäts-Bibliothek<sup>6</sup>, so erweist sich „Region“ umgangssprachlich als ein ausgesprochen vielfältiger, um nicht zu sagen vager Begriff – das zeigen schon die diversen Synonyme, die jeweils neue Bedeutungen anklingen lassen: „Distrikt“/„Bezirk“, „Gebiet“/„Gegend“, „Landschaft“/„Landstrich“ ... Dazu kommen dann diverse wissenschaftliche Bedeutungen, in denen sich perspektivische Differenzen etwa der Geographie, der Soziologie, der Politologie und – nicht zuletzt – der Regionalwissenschaften abbilden.

Angesichts dieses Befundes versuche ich – einigermaßen freihändig und insofern auf die weitere Diskussion angewiesen – eine gewisse Systematisierung der ‚stärksten‘ Bedeutungen, die im umgangssprachlichen, d.h. nicht wissenschaftlich definierten Gebrauch des Begriffs „Region“ mitschwingen – und zwar durchaus nicht immer explizit, sondern eher implizit, dadurch aber um so nachhaltiger. Fünf Bedeutungs-bündel oder – wie gesagt: Eher implizite – Verstehensweisen des Begriffs scheinen mir

---

5 Vgl. nur den aufschlussreichen Artikel: <<http://de.wikipedia.org/wiki/Region>>; oder <[http://www.fo-gy.de/download/Geografie/Klasse%2012/12lgeo\\_SFB%20Region%20Spezialfall.pdf](http://www.fo-gy.de/download/Geografie/Klasse%2012/12lgeo_SFB%20Region%20Spezialfall.pdf)> (Abruf 15.10.2011).

6 Vgl. etwa die Zeitschrift „Raum und Raumordnung“ oder Gunter Maier u. a. (Hg.), Regional- und Stadtökonomik, 2 Bände, Wien 2005/2006; Michael Janoschka, Konstruktion regionaler Identitäten in räumlich-politischen Konflikten, Stuttgart 2009.

in der öffentlichen, vor allem in der politischen Debatte wesentlich.

(a) *Region als Zwischen-Raum*: Betrachtet man den territorial-politischen Kontext vieler Regionen, so fällt auf, dass die entsprechenden Gebiete sich *zwischen* bereits verfassten Größen finden:

- Viele Regionen liegen ‚zwischen‘ Kreisen bzw. kreisfreien Städten einerseits und Bundesländern andererseits – so etwa die Region Hannover, die mehr als das Stadtgebiet umfasst, ähnlich die Regionen Stuttgart oder München. Auch Landesteile wie Südniedersachsen oder der Niederrhein eignen dieser Zwischen-Status – mitunter haben oder hatten solche Regionen auch den Status von Regierungsbezirken o.ä. Ein besonders prominentes, bereits von Herrn Loer bedachtes Beispiel ist natürlich die Region Ruhrgebiet – die auch in anderer Hinsicht, nämlich kirchlich, ‚zwischen‘ zwei verfassten Größen liegt.
- Die sog. „Metropolregionen“, die auch europarechtlich definiert sind,<sup>7</sup> umfassen z.T. ähnliche Gebiete, gehen aber mitunter auch über die Grenzen von Bundesländern hinaus, so etwa die Metropolregionen Rhein-Main, Rhein-Neckar oder Bremen/Oldenburg.
- Im Kontext eines „Europas der Regionen“, das mitunter als Gegengewicht zu einem Europa der Staaten und Staatsregierungen konzipiert wird, sind die sog. Europa- oder „Euregionen“ wichtiger geworden. Die entsprechenden Gebiete, oft mit langer historischer Tradition, bilden Räume zwischen national- oder bundesstaatlichen Gliederungen – Beispiele sind etwa die Euregio „Watteninseln“, die Euregio „Bodensee“ oder die Euro-

---

7 Vgl. <<http://de.wikipedia.org/wiki/Metropolregion>> (Zugriff 15.10.2011).

region „Elbe/Labe“, die Landesteile Sachsens wie Tschechiens entlang der Elbe (tschech.: „Labe“) umfasst.

- Auch im kirchlichen Kontext ist die Region meistens zwischen Gemeinde und Kirchenkreis, oder auch – wie die sog. „Gestaltungsräume“ in Westfalen – zwischen Kirchenkreis und Landeskirche gelegen.

„Region“ ist also zunächst, so scheint mir, eine (noch) nicht festgelegte Raumeinheit. Während Landkreise und Bundesländer in hohem Maße rechtlich verfasst und administrativ definiert sind, ebenso Nationalstaaten, Landeskirchen und Gemeinden, stellen Regionen so etwas wie das noch offene, bewegliche „Zwischen“ einer rechtlich organisierten, vielleicht schon überorganisierten Raum-Gliederung dar.

(b) *Region als Gestaltungs-Raum*: Wenn Region ein noch nicht festgelegtes Raumgebilde ist, das sich zwischen den immer schon bestehenden Organisations- und Verwaltungsräumen entdecken lässt, dann hat der Begriff offenbar einen programmatischen, projektiven und damit jedenfalls einen pragmatischen Akzent: „Region“ ist etwas, was entwickelt werden kann, gestaltet werden sollte, ja – aus der Sicht derer, die eine Region publik machen – gestaltet werden muss. – Beispiele für diesen pragmatisch-programmatischen Akzent sind etwa

- europäische Programme für Regionalentwicklung;
- Metropolregionen für die wirtschaftliche Entwicklung (s.o.);
- ausdrückliche „Wissenschaftsregionen“ wie Göttingen oder Stuttgart;
- touristische Entwicklungsregionen, z.B. Wiehengebirge, Thüringer Wald oder Südharz;<sup>8</sup>

---

8 Vgl. etwa <[www.wiehengebirge.com](http://www.wiehengebirge.com)>; <[www.thueringer-wald.com](http://www.thueringer-wald.com)>; <[www.kulturoffensive-suedharz.de](http://www.kulturoffensive-suedharz.de)> etc.

- Regionen, die sich der Ökologischen Landschaftsentwicklung, der Renaturierung o.ä. Zielen verschreiben.<sup>9</sup>

Bedeutsam erscheint mir, dass „Region“ oft weniger ein bereits vorhandenes, *vorgegebenes* Phänomen bezeichnet, auf das dann einzelne Akteure reagieren – so hat es Herr Loer für das Ruhrgebiet eindrücklich beschrieben<sup>10</sup> –, sondern dass „Region“ implizit als *Lösung* für bestimmte Defizite oder (positiver formuliert) Gestaltungsaufgabe erscheint. „Region“ erhält damit – im relativen Unterschied zu den rechtlich verfassten und fixierten Größen der Gemeinde, des Kreises oder der Landeskirche – die Konnotation einer noch offenen, zu entwickelnden Größe; der Begriff verweist auf einen möglichen, oft auch schon im Gang befindlichen *Prozess* der Gestaltung.

(c) *Region als Rückzugs-Raum*: Es fällt auf, dass „Region“ nicht selten Räume der Erholung, der Rekreation, auch der Regression bezeichnet. Offenbar muss der Gestaltungsimpuls, der die Region konstituiert, nicht unbedingt etwas Neues schaffen wollen; sondern kann auch – ebenso deziert – in die Vergangenheit weisen. „Region“ ist dann ein (projektiertes!) Lebensraum, der auf die wachsende Mobilität, auf negativ erfahrene Pluralisierung, auf Überfremdung, Überkomplexität oder andere Phänomene der Moderne reagiert.

- Die Benennung einer Region impliziert, etwa bei einigen Europaregionen<sup>11</sup>, die Besinnung auf ältere landschaftliche Strukturen, auf vormoderne, vielleicht sogar antike

---

9 Vgl. etwa <[www.altenburgerland.de/sixcms/detail.php?id=191455&\\_lang=de&\\_css\\_template=altenburgerland\\_css](http://www.altenburgerland.de/sixcms/detail.php?id=191455&_lang=de&_css_template=altenburgerland_css)> (Zugriff am 10.10.2011).

10 Vgl. hierzu den Beitrag von Thomas Loer im vorliegenden Band, S. 81 ff.

11 Vgl. etwa die Euregionen Inntal; Bayrischer Wald – Böhmerwald; Erzgebirge.

Verkehrswege, auf regionale Produkte, Dialekte, Arbeits- und Lebensformen.

- „Region“ erscheint, etwa bei Lokalzeitungen, als Synonym für eine Art Heimat, in der man lange ansässig ist, in der überkommene Kulturen, alte Traditionen aufgefunden, auch wiederbelebt und akzentuiert werden können.
- „Region“ markiert insofern ein Moment der Entschleunigung, auch des Widerstandes gegen Zentralismus, gegen Planungs- und Gestaltungsoptimismus: „Hier bei uns war das schon immer so.“

Regionalisierung kann insofern auch als eine *Gegenbewegung* zur Globalisierung verstanden werden. Bedeutsam auch für die kirchliche Debatte scheint mir die Einsicht, dass die entsprechenden Regions-Bewegungen jeweils eine Gegenbewegung, eine Reaktion darstellen. So ist die – auch kirchlich verbreitete – „Ostalgie“, die auf eine eigentümliche Region „Ostdeutschland“ rekurriert, erst entstanden, als es die DDR als politisches Gebilde gerade nicht mehr gab, sondern der Eindruck einer westdeutschen ‚Überfremdung‘, ja Kolonialisierung der ostdeutschen Lebens- und Kommunikationsformen entstand.

(d) Progressive und regressive Konzepte von Regionenbildung oder Regionalisierung beruhen offenbar beide darauf, dass der Begriff der „Region“ ein Moment des Programatischen, des Idealen, ja der Utopie enthält: *Region ist immer auch ein utopischer Raum*. Zu erinnern ist in dieser Hinsicht an

- basisdemokratische Utopien wie die Republik „Freies Wendland“;
- religiöse, territorial bezogene Utopien wie das Täuferreich in Münster oder das Kreuzfahrer-Reich „Jerusalem“. Auch einige US-Bundesstaaten haben eine utopische

Vorgeschichte in diesem Sinne, etwa Utah oder Kalifornien.

- Noch stärker fiktional, aber zugleich höchst wirkmächtig, sind die religiös-literarischen Utopien wie die Region „Attika“, die Platon in seiner „Politeia“ kreiert hat, oder die Region „Israel“, die das Deuteronomium erfindet.
- Dazu treten säkular-literarische Utopie-Regionen wie „Schwarzenberg“ von Stefan Heim (1984) oder der Distrikt Sitka/Alaska, in dem Michael Chabon in „Die Vereinigung jiddischer Polizisten“ (amerik. 2007) die Juden nach dem Holocaust situiert hat.

Die „Utopie“, der Nicht-Ort, hat faktisch immer einen (fiktiven oder realen) *Ortsbezug*, sie braucht eine – wenn auch vielleicht negative – Verortung in der realen Geographie. Von daher kann man fragen, ob nicht allen „Regionen“, als Zwischen- und Programm-Räumen, ein gewisses utopisches Moment eigen ist. Oder, noch einmal programmatisch gewendet: Es könnte sein, dass „Regionen“ eine ideale, utopische Dimension zugeschrieben werden *muss*, wenn sie mehr sein sollen als eine politisch- oder kirchlich-administrative Kopfgeburt.

(e) Ehe meine Überlegungen sich nun doch zu schnell handlungsorientiert – also nicht mehr wahrnehmungs- und genauer: konfliktorientiert – entwickeln, sei schließlich daran erinnert: „*Region*“ *markiert jedenfalls einen interessenbestimmten Raum*.

- Das kann das ökonomische Interesse an besserer *wirtschaftlicher* Entwicklung sein, bei Europa-, auch bei Metropol-Regionen ebenso wie bei den touristisch entwickelten Regionen.
- Regionen werden durch die *politischen* Instanzen gefördert, um für Unternehmen, aber auch für Menschen

attraktiver zu werden; insbesondere in Gegenden, die zu entvölkern oder wirtschaftlich zu veröden drohen.

- Im kommunalen Nahbereich verbindet sich mit „Region“ oft auch ein Interesse an mehr *bürgerschaftlicher* Beteiligung, an direkter Demokratie, die über einen rein lokalen Bezug hinausgeht, aber noch anschaulich, erfahrbar bleibt.
- Dabei sind solche – mitunter widerstreitenden – Interessen nicht zu idealistisch zu sehen: Mit einer konkreten Regionenbildung verbinden sich immer auch konkrete *Partei-Interessen*, besonders deutlich bei den Freien Wähler in vielen Regionen Bayerns und Baden-Württembergs, oder bei der NPD und anderen rechten Organisationen in manchen Regionen Nordostdeutschlands.

Zu einer Bestimmung des Regionsbegriffs, auch des kirchlichen Regionsbegriffs gehört daher die Frage, wer bei der (Wieder-)Entdeckung von „Regionen“ die typischen (personalen wie institutionellen) *Akteure* sind und welche Interessen sie verfolgen (müssen). Diese Perspektive verdeutlicht noch einmal, dass mit der Aufmerksamkeit auf „Regionen“ überhaupt, erst recht aber mit der Bildung und Gestaltung konkreter Regionen stets ausdrückliche, aber auch implizite, mitschwingende *Konflikte* verbunden sind.

Führt man sich typische, dazu auch konkrete Konstellationen vor Augen, dann ist deutlich: Nicht alle, vielleicht nicht einmal die wichtigsten Konfliktlinien verlaufen vertikal, zwischen ‚oben‘/überregional und ‚unten‘/vor Ort; auch nicht immer zwischen ‚Starken‘ und ‚Schwachen‘ zwischen Ökologie und Ökonomie, oder zwischen Progressiven und Regressiven. Am Phänomen der Region, genauer: der Regions-Gestaltung machen sich vielmehr im Einzelnen sehr *komplexe Konflikt-Konstellationen* fest, die je im Einzelnen aufgeklärt, sichtbar gemacht und dann auch relativiert wer-

den müssen. Mögliche Leitfragen im Blick auf eine solche Konfliktanalyse könnten etwa sein:

- Welche *Probleme* sollen mit Hilfe der Entdeckung, Bildung bzw. Gestaltung einer „Region“ gelöst, vielleicht auch überdeckt, verdrängt oder verschoben werden?
- Welches sind die verfestigten, institutionalisierten Raum-Gebilde, ‚zwischen‘ denen die jeweilige Region wahrgenommen, beschworen, ja geradezu erfunden wird (s.o. (a))? Was sind also die *jeweiligen Gegenüber*, ‚oben‘ und ‚unten‘, aber auch rechts und links der „Region“, deren Eigenarten oder Leistungsgrenzen den Ruf nach einer neuen „Region“ provozieren?
- Welches sind prominent erkennbare *Akteure* der „Regionalisierung“? Und welche *Interessen* verbinden sie jeweils mit der erhofften Gestaltung der Region (s.o. (e))?
- Auf welche *Traditionen* (s.o. (c)), auch auf welche *Utopien* (s.o. (d)) wird dabei zurückgegriffen?
- Insgesamt lässt sich fragen: Welche – historischen, kulturellen, ökonomischen, politischen oder auch religiösen – *Rahmenbedingungen* lassen sich ausmachen, in denen eine Bearbeitung bestimmter Probleme durch die Arbeit an einer „Region“, also durch „Regionalisierung“ funktioniert – bzw. nicht funktioniert?

### 3. Kirchengeschichtliche Rückschau – die „Region“ als Problemlösung

„Region“, so legt die oben skizzierte semantische Analyse nahe, ist im allgemeinen, im wissenschaftlichen wie im kirchlichen Sprachgebrauch eine Kategorie, die immer schon eine Handlungsorientierung enthält: Region ist etwas, das gestaltet werden soll, ja geradezu gestaltet werden muss.

Zur „Region“ gehört insofern stets auch der Prozess der „Regionalisierung“ oder der *Regionalentwicklung*, mit bestimmten, nicht immer offensichtlichen Zielen und Interessen und mit Konflikten, auf die die jeweilige Regionalentwicklung reagiert und die sie ihrerseits auslöst.

Von einer solchen – natürlich diskussionsbedürftigen – Bestimmung des Sprachgebrauchs<sup>12</sup> her lässt sich nun historisch nach Beispielen kirchlicher Gestaltung fragen, die – ex post – als Bildung von „Regionen“ verstanden werden können. An solchen Entwicklungen, ja Erfindungen „regionaler“ Strukturen, zwischen etablierten Raumgebilden und mit einem reformerischen Anspruch, lassen sich exemplarisch einige *Probleme* wie auch typische *Lösungsstrategien* der kirchlichen Organisation ausmachen, die sich – so vermute ich – auch heute mit dem Begriff der „Region“ verbinden. Insbesondere ist dann – neben der Rekonstruktion der jeweiligen Problemlage – nach den beteiligten *Akteuren* und ihren Interessen zu fragen sowie nach den jeweils inspirie-

---

12 Nochmals sei betont: Was in (2) versucht wird, ist nicht eine regionalwissenschaftliche oder gar eine praktisch-theologische „Definition“ des Regionsbegriffs – die Strategie wissenschaftlichen Definierens scheint mir hier (wie bei den praktisch-theologischen Konfliktanalysen überhaupt) nicht weiterführend. Vielmehr geht es um den Versuch, das implizite Verständnis dessen, was mit „Region“ üblicherweise gemeint ist, also die Konnotationen des allgemeinen Sprachgebrauchs ausdrücklich zu machen und damit ins Bewusstsein zu heben, was mit der Begriff „Region“ immer schon an Deutungen, vor allem aber an Gestaltungsinteressen bezüglich der Wirklichkeit mit sich führt. Erst auf Grund solcher – natürlich ihrerseits praktisch-theologisch interessierter – Untersuchungen zum Sprachgebrauch lassen sich dann weitere, nunmehr ausdrücklich praktisch-theologische Analysen und Orientierungen anstellen. Vgl. einen ähnlichen Versuch bzgl. des Begriffs „Gemeinde“ bei Jan Hermelink, *Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens*, Gütersloh 2011, 168–173; ähnlich auch Kristian Fechtner, *Späte Zeit der Volkskirche*, Stuttgart 2010, 85 ff.

renden, auch regulierenden Ideen. Konkreter, zugespitzt: Welche (progressiven oder auch regressiven) *Utopien* lassen sich ausmachen, die bei Strukturreformen, die sich im Nachhinein als Regionalisierung bezeichnen lassen, erfolgreich genutzt wurden? Für diese historische Frage nach kirchlich-strukturellen ‚Regionalisierungserfolgen‘ gebe ich drei Beispiele.

(a) *Die Erfindung der Superintendentur*<sup>13</sup>

Die reformatorische Neuordnung des Kirchenwesens, die im Einzelnen sehr komplex – unterschiedlich zwischen Stadt und Land, zwischen lutherisch und reformiert, zwischen Nord und Süd etc. – verlaufen ist, steht doch durchgehend vor einem strukturellen Grundproblem.

Einerseits wird von der reformatorischen Theologie auf ganz neue Weise die *Ortsgemeinde* stark gemacht, als Ort der Heilsvermittlung in Predigt und Sakrament, als Ort genossenschaftlicher Entscheidung nicht nur über die Finanzen („Gemeiner Kasten“) und andere ‚weltliche‘ Aspekte, sondern auch über das geistliche Personal oder die Liturgie. Nicht nur beim (frühen) Luther, sondern auch bei anderen Reformatoren wird die geistliche Selbständigkeit der Gläubigen, und darum auch ihr konkreter Zusammenschluss vor Ort, immer wieder akzentuiert.

Andererseits muss die neue ‚evangelische Kirche‘, die sich am rechtfertigenden Evangelium orientieren will, ein hohes Interesse an der Reinheit, der Klarheit, und auch an der *Einheit* von Lehre und Predigt haben (vgl. CA VII zur ‚doctrina‘).

---

13 Vgl. zum Folgenden die Skizze bei Hermelink, *Kirchliche Organisation*, a. a. O., 265 ff.; genauer vor allem Wolf-Dieter Hauschild, *Zur Geschichte des ephoralen Amtes im deutschen Luthertum vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*, in: U. Hahn/V. Weymann Volker (Hg.), *Die Superintendentur ist anders. Strukturwandel und Profil des ephoralen Amtes*, Hannover 2005, 9–56.

Deswegen wird für die Pfarrer recht bald ein Hochschulstudium verpflichtend, deswegen verfassen Luther, Melancthon und andere Kirchenordnungen, Katechismen und nicht zuletzt Predigt-Postillen.

Gleichwohl bleibt die Frage bedrängend, wie – angesichts der lokalen Autonomie auch in religiöser Hinsicht – der gemeinsame Bezug auf das eine Evangelium bzw. auf die fundamentale Einsicht in die Rechtfertigung „allein aus Gnaden“ (CA IV) ‚vor Ort‘ Geltung bekommen bzw. behalten kann. Die entsprechenden Probleme werden vor allem in den Visitationen deutlich, die die Landesherren, unterstützt von den Wittenberger Theologen, seit Mitte der 1520er Jahre in Kursachsen und in anderen Territorien durchführen. Allenthalben stoßen die Visitatoren, darunter Melancthon und Luther selbst, auf inhaltliche Missverständnisse aller Art; dazu – bei Pfarrern wie in den Gemeinden – auf sittliche Verwahrlosung und ökonomische Probleme: Wie ist die Finanzierung der Pfarrer, auch der Kirchengebäude zu sichern, wie ein geordnetes Schulwesen aufzubauen, was wird aus der Armenpflege?

Eine Lösung für dieses nicht nur ‚weltliche‘, sondern eminent religiöse Problem einer Einheit in der Vielfalt zeichnet sich schon im konkreten Verfahren der Visitation selbst ab: Die Visitationen werden von gemeinsamen Kommissionen aus Theologen und weltlichen Juristen durchgeführt, die z.T. – als Amtmänner oder Bürgermeister – aus den Bezirken selbst, z.T. aus der Staatskanzlei kommen. Denn auch der sich im 16. Jahrhundert bildende Territorialstaat hat ein genuines Interesse an einer funktionierenden Schulbildung, an sittlicher und politischer Ordnung und an einer einheitlichen christlichen Lehre, die – auch von Luther – als notwendiges Fundament eines funktionierenden Gemeinwesens begriffen wird.

Von daher werden die Visitationen recht rasch auf Dauer gestellt, indem regionale Behörden eingerichtet werden, meist *Konsistorien* genannt, die für administrative Kontrolle ebenso wie für eine geistliche wie weltliche Gerichtsbarkeit sorgen, die auch das theologische Prüfungswesen mit übernehmen.<sup>14</sup>

Neben diesen regionalen Behörden werden allenthalben Oberpfarrer oder ‚superattendentes‘ eingesetzt: pastorale Aufseher, die theologisch gebildet und zugleich auch juristisch-administrativ erfahren sein sollten. So bildet sich zwischen Orts-Gemeinden und Landesregierungen eine *regionale Mittelebene*: Propsteien, Dekanate oder Kirchenbezirke, mit einer eigenen Verwaltung und mit einer personalen Aufsicht durch Superintendenten.

Diese neue kirchliche Organisationsstruktur vereinigt also zwei unterschiedliche Kompetenzen. Zum einen realisiert sich hier eine *theologische* Leitung jenseits der Ortsgemeinden. Über Ausbildung und Examinierung der Kandidaten wie deren Sendung in die Gemeinden, dazu über die regelmäßige Einberufung von Predigerkonventen, in denen – unter Anleitung des Superintendenten – theologische Fortbildung betrieben wird, und über die Visitation, die Lehre und Leben der Pfarrer wie der Gemeinden beaufsichtigt, soll die Reinheit und Einheit der reformatorischen Lehre bewahrt werden. Zum anderen hat die Aufsicht über das religiöse und sittliche Leben im Kirchenbezirk auch eine administrative Komponente. Diese betrifft die Ehe- und Erbgerichtsbarkeit, dazu viele Fragen der ökonomischen Stabilität in den Gemeinden. Durch eine Berichtspflicht des Superintendenten gegenüber dem regionalen „Amtmann“ des Landesherrn, gelegentlich auch gegenüber der Staatskanzlei

---

<sup>14</sup> Vgl. Werner Heun, Art. „Konsistorium“, in: TRE 19, 1990, 483–488.

ist diese administrative Aufsicht durchaus auch mit ‚weltlichen‘ Sanktionsmöglichkeiten ausgestattet.

Diese Bildung kirchlicher ‚Regionen‘, durchaus im oben skizzierten Sinne, mittels des Superintendenten und seiner Verwaltung hat durchaus mehrere *Akteure*: kirchliche Autoritäten, darunter die theologischen Fakultäten; die Superintendenten selbst, dazu die Pfarrer, die z.T. über Lehre und Visitation mitbestimmen. Dazu kommen, mit der Kirche stark verflochten oder auch personal identisch, landesherrliche Autoritäten: Amtmänner, fürstliche Kanzleien, aber auch Magistrate, Bürgermeister, lokale Gutsherren etc. Weil nun diese Autoritäten in verschiedenen Zeiten/Epochen unterschiedlich stark sind, weil sich auch in anderer Hinsicht Interessen und Gewichte verschieben, darum wechseln die territorialen Zuschnitte der Dekanate/Kirchenbezirke historisch recht häufig; ihre Grenzen erscheinen erheblich beweglicher als die der Ortsgemeinden, der Städte und auch der Territorialstaaten.<sup>15</sup> Auch in dieser Hinsicht erscheint die Superintendentur als ‚Region‘, nämlich als eine Art Zwischen-Raum, der immer wieder neuen, progressiven wie restaurativen Gestaltungsimpulsen ausgesetzt ist.

Dies gilt erst recht, sobald sich die Bevölkerungsentwicklung etwa ab dem 18. Jahrhundert dynamisiert, durch die zunehmende Verstädterung, durch die Industrialisierung und die entsprechenden Wanderungsbewegungen, und sobald – im 19. Jahrhundert – auch christliche Vereine, regionale Initiativen zur Diakonie oder zur Mission ein Mitspracherecht bei den kirchlichen Strukturen einfordern. Auch hier sind es vor allem die Kirchenbezirke, ihr Zuschnitt, ihre

---

15 Vgl. etwa Philip Meyer, Die Inspektionseinteilung des Göttinger Landes im Wandel, in: JGNKG 1937, 206–226; Ralf Thomas, Aufbau und Umgestaltung des Superintendentialsystems in der sächsischen Landeskirche bis 1815, in: Herbergen der Christenheit 10 (1975/76), 99–144.

Aufgabenbereiche und ihr Profil, an denen sich die diversen Reformanliegen niederschlagen. Bis heute bleiben die Dekanate/Kirchenkreise daher eine sachlich wie territorial ausgesprochen bewegliche, fluide Größe – die neueste, gewiss nicht letzte Welle von Kirchenkreisfusionen ist dafür das aktuelle Beispiel.

Gibt es so etwas wie eine *Utopie*, oder etwas bescheidener, eine leitende Idee, die diese erste Regionalisierung der evangelischen Kirchen motiviert und legitimiert? Schaut man nach politischen Analogien und Zielfiguren, so kommt – besonders im städtischen Bereich – der Bürgermeister in den Blick, freilich ohne die starke Stellung des Rates bzw. Magistrates – bis heute ist die Stellung der Kreissynode doch relativ schwach. Vielleicht ist für das Ideal des Superintendenten darum eher die Figur des Landrates prägend, der die Region nach unten, aber auch nach oben, politisch repräsentiert.

Bedeutsamer ist aber wohl ein kirchliches Ideal, eine – durchaus regressive – kirchliche Utopie: In vieler Hinsicht ist das Amt des Superintendenten offenbar dem *Bischof* nachgebildet.<sup>16</sup> Wie der Bischof repräsentiert auch der Superintendent in personam die Einheit der Region, ihrer Lehre und ihres Lebens, auch ihrer Frömmigkeit. Und weil die bischöfliche Figur auch im evangelischen Raum sehr deutlich sichtbar und mit recht hoher Autorität ausgestattet ist, darum kann der territoriale Zuschnitt des Kirchenbezirks leichter wechseln, darum können auch Funktionszuschreibungen sich verschieben, ergänzen und addieren – und zwar so, dass sie alle in der Figur des Superintendenten eine (theoretische) Konkretisierung und Vermittlung finden.

---

<sup>16</sup> Vgl. Werner Elert, *Der bischöfliche Charakter der Superintendenturverfassung*, in: Ders., *Ein Lehrer der Kirche*, Berlin/Hamburg 1967, 128–138.

Es ist die Figur des Dekans, der Superintendentin, die der kirchlichen ‚Region‘ des Dekanats oder Kirchenbezirks (bis heute) eine prägende, stabile und sichtbare Gestalt verleiht. Zugleich bleibt der Kirchenkreis eine ‚Region‘ im oben skizzierten Sinn: ein institutioneller Zwischen-Raum, der zur Gestaltung auffordert, progressiv wie regressiv, der als ständige Baustelle erscheint – und der darum, mehr oder weniger erfolgreich, nach einer leitenden Idee sucht, in der er selbst Stabilität und Plausibilität gewinnen kann.<sup>17</sup>

### *(b) Die Erfindung des Gemeindebezirks*

Die technisch-ökonomischen, sozialen und kulturellen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts stellen die herkömmliche Organisation der Kirche bekanntlich vor massive Probleme. Der durch die Industrialisierung hervorgerufenen Landflucht und Verstädterung, die mit sozialem Elend und kultureller Entwurzelung einhergeht, steht die ‚Amtskirche‘ zunächst hilflos gegenüber – es sind darum vor allem diakonische, missionarische und religiöse Vereine, die eine Antwort auf jene Probleme zu geben versuchen und in denen sich die neuen bürgerlichen, zunächst durchaus christlich gesinnten Schichten organisieren. Dagegen kommt die überkommene Parochialstruktur in den Städten an ihre Grenzen: Hier entstehen seit Mitte des Jahrhunderts riesige Gemeinden, mit 30.000, auch 50.000, in Berlin oder Hamburg mit 70. bis 100.000 ‚Gliedern‘. In einer Gemeinde, an einer Hauptkirche arbeiten mitunter zehn oder fünfzehn Pfarrer, oft ganz unterschiedlich besoldet und ausgestattet, die miteinander

---

<sup>17</sup> Vgl. dazu auch Jan Hermelink, Die Kirche auf dem Weg in die moderne Organisationsgesellschaft. Strukturprobleme und Strukturwandel auf der ‚mittleren Ebene‘ der evang. Landeskirchen, in: W. Damberg/S. Hellemans (Hg.), Die neue Mitte der Kirche. Der Aufstieg der intermediären Instanzen in den europäischen Großkirchen seit 1945, Stuttgart 2010, 85–110.

um repräsentative Gottesdienste, um seelsorgliche Zuständigkeiten und lukrative Kasualien konkurrieren.

Auf den Eindruck, dass die kirchlichen Raumstrukturen nicht mehr angemessen sind, reagieren seit den 1860er Jahren diverse Reformvorschläge. Besonders wirkmächtig werden die Publikationen des Großstadtpfarrers *Emil Sulze*, die auf seiner Tätigkeit in Osnabrück, Chemnitz und in Dresden beruhen. Sein Buch: „Die evangelische Gemeinde“ (1891, 2. Aufl. 1912)<sup>18</sup> wird zum Auslöser einer regelrechten „Gemeindebewegung“, die nicht nur die Struktur, sondern vor allem das Selbstverständnis der evangelischen Landeskirchen tiefgreifend verändert hat.<sup>19</sup>

Sulze will die Kirche nicht mehr analog zum Verwaltungsstaat oder zur öffentlichen Schule verstehen, sondern ihre Organisation am Modell der Familie ausrichten. Sozialgefährdete Einzelne, Gruppen und Schichten sollen in familiäre Strukturen eingebunden werden: „Im letzten ist unser Bestreben darauf gerichtet, die kirchlichen Gemeinden in Vereine umzuwandeln, deren Mitglieder sich kennen und lieben und ihre Liebe einander durch die Tat, vor allem durch ernste seelsorgerische Arbeit beweisen.“<sup>20</sup>

Um den familiären Zusammenhalt, den geselligen Verkehr der Gemeindeglieder zu fördern, entwickelt Sulze inno-

---

18 Emil Sulze, *Die evangelische Gemeinde*, Gotha 1891, 2. z.T. neu bearb. Aufl. Leipzig 1912; vgl. auch ders., *Die Reform der evangelischen Landeskirchen nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus*, Berlin 1906. Dazu vgl. Gottfried Knospe, *Emil Sulze und sein Gemeindeideal in zeitgenössischer und reformatorischer Sicht*, in: *Ev.-luth. Kirchenamt Sachsens* (Hg.), Verantwortung. FS G. Noth, Berlin/Leipzig 1964, 105–121; Wolfgang Lorenz, *Kirchenreform als Gemeindereform – dargestellt am Beispiel Emil Sulze*, Diss. masch. Berlin 1981.

19 Vgl. zum Folgenden Hermelink, *Kirchliche Organisation*, a. a. O., 146 ff.

20 Sulze, *Die evangelische Gemeinde*, a. a. O. 196.

vative Veranstaltungsformen wie etwa „Familienabende“ mit Gesellschaftsspielen, Theateraufführungen, gemeinsamem Essen und Singen. Auch beim Konfirmandenunterricht, Kasualien und Sonntagsgottesdienste sollen Gemeindeglieder aktiv mitwirken – dies alles wird in seinem Buch und zahlreichen Aufsätzen detailliert geschildert. Stets geht es darum, die auseinanderfallenden sozialen Gruppen der herkömmlichen Parochie in überschaubare, sich wechselseitig unterstützende und motivierende Gemeinschaften zu transformieren.

Dieses Ziel verfolgt Sulze – und hier war er besonders erfolgreich – nicht zuletzt durch Vorschläge zu einer Organisationsreform, die durchaus die Bezeichnung ‚Regionalisierung‘ verdient. Die übergroßen parochialen Einheiten sollen in „Bezirksgemeinden“ geteilt und diese je einem Pfarrer mit allen Rechten und Pflichten zugewiesen werden; er ist in seinem Bezirk für Kasualien, Unterricht, Seelsorge und Diakonie allein verantwortlich. Alle Pfarrer sollen daher – auch das ist neu – prinzipiell gleich besoldet werden. In diesen „Seelsorge-Gemeinden“ sind dann – unterhalb des Gesamtkirchenvorstandes „Presbyterien“ mit dem Seelsorgeauftrag zu betreiben, und zwar so, dass jeder Presbyter in seinem Quartier ein Netz von „Hausvätern“ bildet, die ihrerseits die Familien eines Wohnblocks o.ä. regelmäßig besuchen, sie religiös, katechetisch wie sittlich begleiten und auch dafür sorgen, dass ihnen seitens der Kirche das materiell Nötige zukommt. Diese Parzellierung, ja Regionalisierung der Gemeinde wird durch diverse Gremien und nicht zuletzt durch eine sorgfältige Karteiführung im Pfarramt begleitet – auch hierfür macht Sulze detaillierte Vorschläge und will so insgesamt einen Weg aufzeigen, „die Gemeinde durchsichtig zu machen“ (a. a. O., 40).

Zu dieser Reform der städtischen Kirchenorganisation, wie ihn die Gemeindebewegung in zahlreichen Publikationen und Versammlungen, etwa den sog. „Gemeindetagen“ propagiert, gehört weiterhin der Bau von Gemeindehäusern, in denen ein großer Versammlungsraum mit einer Bühne umgeben wird von diversen Vereins- und Sitzungszimmern, Räumen für Konfirmanden- und Jugendarbeit, vielleicht auch einer Bibliothek oder einer Schwesternstation. Zu diesen Innovationen, die uns heute selbstverständlich erscheinen, gehört auch die vermehrte Anstellung von Gemeindepflegern, Gemeindegewerkschaften und anderen beruflich Mitarbeitenden und damit auch der Aufbau entsprechender Ausbildungsgänge. In vielen Dimensionen wird durch die Gemeindebewegung eine ‚Regionalisierung‘ vorangetrieben: die Wahrnehmung und Gestaltung eines Zwischen-Raumes, den die herkömmliche kirchliche Parochialstruktur bisher nicht besetzt hatte. Was wir heute (in der Stadt) „Gemeinde“ nennen, ist insofern das Resultat einer durchaus *planvollen Regional-Entwicklung* seit dem späten 19. Jahrhundert.

Welche leitende Idee verfolgt die Gemeindebewegung; welche Utopie hat ihren Erfolg – unter anderem – befördert? Sulze selbst nennt das Ideal der Familie, dazu orientiert er sich an der zeitgenössischen Struktur freier Vereine (die er, als Konkurrenz zur kirchlichen Gemeinde, zugleich heftig kritisiert). Faktisch sind auch Strukturen der modernen Bürokratie erkennbar, mit klaren Hierarchien, Kompetenzen und technischen Mitteln wie etwa der Kartothek. Ursächlich für den Erfolg scheint mir aber zu sein, dass der neue Gemeindebezirk, jedenfalls idealiter, die *Utopie eines dörflichen Lebens* unter großstädtischen Bedingungen zu verwirklichen verspricht – vielleicht am ehesten in Analogie zum Kleingartenverein und jedenfalls in hoher Nähe zu den zeit-

genössischen Idealen von „Gemeinschaft“. Indem eine Vielzahl von Akteuren eingebunden wird, und zwar mit einem hohen Grad von (freilich gelenkter) Selbstorganisation und Selbstbestimmung, verkörpert die neue Region der Seelsorgegemeinde so etwas wie die Sehnsucht nach einer überschaubaren, „durchsichtigen“ Kommunität, in der man sich wechselseitig wahrnimmt, begleitet, vielfältig unterstützt und auch kontrolliert – in der also niemand verloren geht und zugleich jeder, und zwar eigenverantwortlich, sein Teil zum Gelingen des Gemeinsamen beiträgt.

*(c) Die Erfindung der missionarischen Zone<sup>21</sup>*

In den 1960er Jahren, im Kontext weltweiter revolutionärer Umwälzungen von Kultur und Gesellschaft, sieht sich die großkirchliche Organisation in West- wie auch (mutatis mutandis) in Ostdeutschland vor neuen, noch einmal ganz andersartigen Problemen, auf die sie wiederum mit einer Art Regionalisierung reagiert. In den Diskursen der Kirchenreform wird die Ungleichzeitigkeit von „Kirche“ und „Welt“ zum Thema gemacht: Während sich die Menschen aus traditionellen, einengenden Bindungen ihrer Familie, ihres Milieus und ihrer kirchlich-konfessionellen Bewegung emanzipieren, während die Arbeitswelt wie die kulturellen Zeitströmungen die Einzelnen mobilisieren und individualisieren, scheint die kirchliche Struktur in einem „morphologischen Fundamentalismus“ – so ein Begriff der Studie des

---

21 Vgl. zum Folgenden Wolfgang Ratzmann, „Region“ – einem schillernden Begriff auf der Spur, in: PTh 92 (2003), 2–12; Hermelink, Kirchliche Organisation, a.a.O., 160 ff. Zeitgenössische Quellen sind etwa: Hans-Jochen Margull (Hg.), Mission als Strukturprinzip. Ein Arbeitsbuch zur Struktur missionarischer Gemeinden, Genf 1965; Werner Simpfendorfer (Hg.), Kirchenreform I. Die Gemeinde vor der Tagesordnung der Welt. Dokumente und Entwürfe, Stuttgart 1968.

Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) zu ‚missionarischen Gemeinden‘ – befangen: Die Ortsgemeinden erscheinen, so lautet die gängige Kritik, angesichts der gesellschaftlichen und religiösen Emanzipationsbewegungen, wie sie sich in einschlägigen Umfragen, in sinkender kirchlicher Beteiligung und zunehmenden Kirchenaustritten zeigen, als Ausweis einer tief greifenden kirchlichen Immobilität. Parochial verfestigte Organisationsformen, hierarchische Amtsstrukturen und sozial verengte Milieus machen die Großkirchen offenbar unfähig, auf die zunehmende Pluralisierung und Individualisierung, also die zunehmende Selbstbestimmung der Einzelnen über ihre Lebensformen und Lebensorientierungen zu reagieren.

Im Kontext der ökumenischen Debatten zur „Mission als Strukturprinzip“ wird der Gedanke leitend, dass eine missionarische Kirche, der „missio Dei“ nachgehend, die Menschen dort aufzusuchen, zu begleiten und zu unterstützen habe, wo sie selbst arbeiten, wohnen, sich bilden und unterhalten. In der europäischen Arbeitsgruppe jener ÖRK-Studien, an der west- wie ostdeutsche Kirchenreformer, u. a. Ernst Lange und Johannes Rau teilnehmen, wird dabei vor allem der zunehmend regionale Kontext der modernen Lebensführung zum Thema gemacht. Am Beispiel städtischer Agglomerationen in den Niederlanden, in Großbritannien, aber auch im Ruhrgebiet wird ein spezifischer Begriff der „Region“ oder der „Zone“ entfaltet:

„Eine ‚Region‘ (eine ‚Zone‘) ist also ein geographisches Gebiet, innerhalb dessen der größte Teil ihrer Bevölkerung in einem vielfältigen Zusammenhang von geographischer Bewegung und sozialen Beziehungen lebt und arbeitet. Drei voneinander abhängige Kräfte kennzeichnen sie: Konzentration, Differenzierung und Mobilität. Die Konzentration bezieht sich auf die Größe der riesigen Stadtgebiete. Differenzierung bezieht

sich [...] auf die verschiedenen Bereiche im Leben eines Individuums, seine verschiedenen und unterschiedlichen Welten. Mobilität bezieht sich auf das ständige Hin und Her des einzelnen zwischen seinen verschiedenen Welten.“<sup>22</sup>

In ähnlicher Weise reden die einschlägigen Programmschriften der Kirchenreform, die oft auch auf Erfahrungen in kirchlichen „Experimenten“ rekurrieren, von der „Raumschaft“ oder der „zone humaine“, in denen die Kirche in ganz neuer Weise präsent, diakonisch tätig und dann auch missionarisch wirksam werden soll. Das Konzept missionarischer „Dienstgruppen“, die sich in den regionalen Lebenswelten jenseits der Ortsgemeinde engagieren, hat sich zwar ebenso als unrealistisch erwiesen wie eine umfassende Neuordnung der kirchlichen Organisation; gleichwohl sind einige strukturelle Innovationen, die sich auf die Region beziehen, bis heute wirksam und verbreitet:

- Vermehrte Einrichtung sog. *funktionaler Arbeitsbereiche* oder „gesellschaftsbezogener Dienste“, vor allem in der Diakonie, im Bildungsbereich oder in der Lebensberatung;
- ein Angebot von *Zielgruppengottesdiensten* und anderen speziellen Veranstaltungen, oft durch jene funktionalen Bereiche initiiert oder unterstützt, die sich an Jugendliche, an bestimmte Berufsgruppen, Milieus oder Regionalkulturen richten;
- eine Aufwertung von *Kleingruppen*, in denen Menschen aus einer urbanen ‚Zone‘ auf Grund gemeinsamer religiöser Interessen, sozialen oder diakonischen Engagements Zusammenkommen – auch Selbsthilfegruppen

---

22 Die Kirche für andere / Die Kirche für die Welt im Ringen um Strukturen missionarischer Gemeinden. Schlussberichte der Westeuropäischen und der Nordeuropäischen Arbeitsgruppe des Referats für Fragen der Verkündigung, Genf 1967, 36 – zit. nach Ratzmann, „Region“, a. a. O., 4.

gehören in dieses Spektrum, das oft über die Region hinaus vernetzt ist.

- Innerhalb der kirchlichen Organisation wird vor allem der Kirchenkreis strukturell gestärkt, als eigene Planungs- und „Handlungsebene“<sup>23</sup>. Der Kirchenkreis ist Träger vieler funktionaler Dienste, auch viele engagierte Gruppen treffen sich auf dieser Ebene, feiern Gottesdienst und werden vom Kirchenkreis personell und strukturell unterstützt.

Auch die Kirchenreform der 1960er Jahre kann insofern als eine – ausdrücklich missionarisch motivierte – Regionalisierungsbewegung begriffen werden: als ein Versuch, die Zwischen-Räume zwischen Heimat und Zukunft, die „Zonen“ zwischen Ortsgemeinde und den globalen Veränderungen auszuloten und mit neuen Inhalten und Strukturen zu besetzen. Nicht nur in den Strukturen des modernen Kirchenkreises, auch in der Biographie und Motivation vieler haupt- und ehrenamtlicher Mitarbeitender hat diese kirchliche Regionsbildung bleibende Spuren hinterlassen.

Umso wichtiger scheint es, auch hier nach der *leitenden Utopie* zu fragen. Die Theologie der *missio Dei*, in der die Kirche als ein (sekundäres) Instrument eines göttlichen Heilswillens erscheint, der sich dezidiert auf die gegenwärtige Gesellschaft, auf die Welt ‚jenseits‘ der etablierten kirchlichen Morphologie richtet, dieses theologische Motiv konkretisiert sich in Bildern eines Aufbruchs zu neuen Ufern. Immer wieder sprechen die Kirchenreformer von der parochialen „Küstenwache“, die sich auf die Rettung Schiffbrü-

---

23 Vgl. Werner Läwen, *Der Kirchenkreis als Handlungsebene. Praktisch-theologische Feldstudie zur Erprobung neuer Arbeits- und Organisationsformen im Kirchenkreis Celle der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers*, Diss. Göttingen 1982.

chiger beschränke<sup>24</sup> und die Kirche als einen sicheren Hafen missverstehe. Das „Schiff, das sich Gemeinde nennt“ (Martin Gotthard Schneider 1963), müsse vielmehr auf die hohe See der modernen Lebenwelten fahren; die Kirche realisiere den missionarischen Willen Gottes vor allem dort, wo sie – jenseits der Sicherung durch die herkömmlichen Strukturen – in unbekannte gesellschaftliche Regionen oder Zonen aufbreche.

Im Vergleich mit den Leitbildern des regionalbischöflichen Superintendenten und des neodörflichen Gemeindebezirks fällt auf, dass die „Zone“ des missionarischen Aufbruchs in den 1960er Jahren kaum regressive Momente erkennen lässt – den gesellschaftlichen Trend zu den Landkommunen, in denen ‚Aussteiger‘ oder Verweigerer eine Rückkehr zum natürlichen Lebensstil praktizierten, haben nur wenige kirchliche Gruppen nachvollzogen; die großkirchlichen Strukturen sind ganz und gar modern geblieben. Es könnte durchaus dieses Fehlen einer regressiv-utoptischen Dimension sein, die die (relative) Erfolglosigkeit der kirchlichen 1968er bedingt hat. Aber auch diese These wäre genauer zu prüfen.

#### **4. Praktisch-theologisches Resümee:**

##### **„Region“ als protestantische Lebensform**

Nur knapp seien abschließend einige Beobachtungen notiert, die vielleicht die weitere Diskussion anregen, vor allem aber eine genauere Wahrnehmung der laufenden, bereits realisierten Regionalisierungsprozesse in der evan-

---

<sup>24</sup> Das hierin implizierte Bild der modernen Gesellschaft bedürfte gewiss weiterer kritischer Befragung.

gelischen Kirche ermöglichen sollen. Dabei ergeben sich m. E. durchaus überraschende Einsichten, die die gängige Kritik an der kirchliche Regionalisierung noch einmal metakritisch relativieren.

(a) In den oben skizzierten Reformprojekten, die als kirchliche Regionalisierung gedeutet werden können, kommen die jeweils modernen Organisationstypen der Kirche zu einem besonders deutlichen Ausdruck.

- Das *landesherrliche* Kirchenregiment, wie es sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts formiert,<sup>25</sup> findet in der theologisch-administrativen Struktur der Superintendentur eine wesentliche Stütze und Stabilisierung.
- Die Einrichtung von Gemeindebezirken als „Seelsorgegemeinden“ markiert Sulzes Programm, die Kirche in Analogie zu dörflichen, familiären und vor allem *Vereins*-Strukturen zu organisieren;
- Dienstgruppen, funktionale Pfarrämter und andere missionarischen Besetzungen der großstädtischen „Zonen“ erhalten ihre Plausibilität als Organisationsformen einer Kirche, die sich als Funktion der „*missio Dei*“ und von daher als Funktion kulturell-religiöser Emanzipation, als Motor des gesellschaftlichen Wandels versteht.

In der kirchlichen Erschließung neuer „Regionen“ manifestiert sich demnach der energische, in sich durchaus spannungsvolle Bezug der evangelischen Großkirche auf die jeweiligen gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse.

(b) Fragt man nach den Rahmenbedingungen, in denen sich die regionalisierenden Reformen vollziehen, so zeigt sich: Die kirchliche Arbeit ist und bleibt in den Großkir-

---

25 Vgl. Hermelink, *Kirchliche Organisation*, a. a. O., 134 ff.: „Landeskirche“.

chen wesentlich an *territoriale Verhältnisse* gebunden. Ort-Gemeinde wie Landes-Kirchen sind geographische Größen; auch die Gestaltungsprogramme, die progressiven wie regressiven Utopien haben darum durchgehend einen räumlichen Bezug: Sie loten Zwischen-Räume aus, sie bilden Regionen:

- in Visitation und regionalem Bischofsamt entsteht die Raumstruktur des Kirchenkreises;
- Gemeindebezirke und Hausväter-Verbände beziehen sich auf städtische Quartiere und beanspruchen, diese allererst zu gemeinschaftlichen Lebensräumen zu machen;
- und die missionarischen Dienstgruppen, die sich auf Lebensverhältnisse in städtischen Ballungsräumen beziehen, sind gerade nicht als flottierende Einheiten, als Wanderpropheten gedacht, sondern sollen sich in den Zonen des modernen Lebens verorten.

(c) Kirchliche Entwicklungsprogramme, die neue Regionen erschließen, sind zudem stets an *politische Strukturen* angelehnt, seien es die administrativen Strukturen eines Territorialstaates und seiner Distrikte, seien es die Vereine oder die neuen kommunalen Kooperationsstrukturen im städtischen Raum. Gerade die Kirche im Zwischen-Raum der Region ist insofern eine *öffentliche Kirche*, die sich an den Strukturen politischer und medialer Kommunikation orientiert.

(d) Es fällt weiterhin auf, dass die Bildung neuer kirchlicher Regionen – über die verschiedenen Epochen und Kontexte hinweg – erstaunlich ähnliche *Probleme* lösen soll. Auslösend ist, schon für die landeskirchliche Superintendentur, die zunehmende kirchliche Pluralität, in der sich kulturelle gesellschaftsstrukturelle und nicht zuletzt religiöse *Differenzierungsprozesse* abbilden. Diese manifestieren sich auch in

einer zunehmenden sozialen *Mobilität*, sei es der Konfessionen, der sozialen Milieus oder der Einzelnen, die sich auf Grund ökonomischer wie biographischer Zwänge zur Emanzipation aus den herkömmlichen, auch den herkömmlichen kirchlichen Strukturen genötigt sehen. Je mehr sich die religiösen Prägungen, auch die Ansprüche und Erwartungen an das Handeln der kirchlichen Organisation ausdifferenzieren, desto mehr sieht sich auch diese Organisation selbst zu Veränderungen genötigt.

Als Bezugsproblem kirchlicher Regionalisierung stellt sich auf diese Weise die zunehmende Eigenständigkeit der Menschen heraus, die nicht zuletzt in religiöser Hinsicht selbständiger und selbstbewusster agieren. Die kirchliche Entwicklung regionaler Zwischen-Räume versucht im Grunde immer, diese religiöse Pluralität und Selbständigkeit aufzunehmen, sie – im Pfarrkonvent des Kirchenkreises, im Presbyterium der Gemeindebewegung, in Dienstgruppen und Team-Pfarrämtern – *produktiv zu verarbeiten*, jene religiöse Individualität aber damit auch zu begrenzen, zu relativieren, ja – durch die jeweils neuesten Mittel sozialer Disziplinierung – auch wiederum zu *vereinheitlichen*.

Zu den Interessenten an der Regional-Entwicklung gehören daher jedenfalls immer auch die zentralen Leitungsebenen, die die Kontrolle, die sie über die lokalen/örtlichen Instanzen zu verlieren drohen, nun durch allerlei Zwischenebenen – Dekanate, Kirchenkreise, Kirchen- und Gemeindebezirke – wiederzuerlangen versuchen. Ein solcher Impuls einer ‚Kirchenreform von oben‘, wie er im EKD-Papier „Kirche der Freiheit“ vielleicht besonders deutlich wird, ist mit der „Region“ seit den kurfürstlichen Visitationen verbunden.

(e) Auch hinsichtlich der Akteure, die an den jeweiligen Regionalisierungsprozessen beteiligt sind, zeigt sich, dass der Hintergrund dieser Reformprozesse in der zunehmenden Pluralisierung der gesellschaftlichen wie der kirchlichen Verhältnisse besteht.

- So erklären sich die wechselnden territorialen Zuschnitte, auch die wechselnden Aufgabenbereiche der Kirchenkreise/Superintendenturen daher, dass sie ganz unterschiedliche politische, vereinsförmige, auch kulturelle Verhältnisse ihrer jeweiligen kommunalen Kontexte aufnehmen müssen; die entsprechenden Akteure sind sämtlich auch ‚stakeholder‘ der kirchlichen Arbeit im Dekanat.
- Die Etablierung von Sulzes Gemeindebezirken setzt voraus, dass nicht nur zahlreiche Presbyter gewählt werden, sondern diese auch die ‚Hausväter‘ ihres Quartiers ausfindig machen und engagieren können. Bis heute ist es der Gemeindebezirk bzw. die (verkleinerte) Ortsgemeinde, auf deren Ebene sich Ehrenamtliche in besonders hoher Zahl und mit ganz unterschiedlichen Ansprüchen engagieren.
- In den Vereinsgemeinden begegnen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zudem immer mehr professionelle Akteure: Gemeindeschwestern, Gemeinwesenarbeiter, Diakone etc. Gerade diese Akteure arbeiten von Anfang an regional: im Blick auf die jeweiligen Quartiere oder Kieze ihrer Stadt, und ebenso im Blick auf Regionen weit oberhalb der ortsgemeindlichen Struktur.
- Erst recht vervielfältigen sich die Akteure in den kirchlich-missionarischen Regionen der 1960er Jahre: Selbsthilfegruppen, Berater und kirchliche Beauftragte vertreten bestimmte Anliegen der Gesellschafts- wie der Kirchenreform, und zwar mit ganz unterschiedlichen Frömmigkeitsprofilen.

- Heutzutage sind es zudem zahlreiche Planungs- und Steuerungsgruppen, nicht selten unter Beteiligung externer Experten oder Repräsentanten des regionalen öffentlichen Lebens, die als Motoren der Regionalisierung agieren<sup>26</sup> – und zwar nicht nur in der Kirche, sondern ebenso in den Prozessen politisch, ökonomisch oder touristisch motivierter Regional-Entwicklung.

Der Blick auf die außerordentlich hohe Vielfalt der Akteure, die an der kirchlichen Erschließung und Gestaltung neuer Regionen beteiligt sind, macht nochmals deutlich: Das Bezugsproblem jener Regionalisierungsprozesse ist die zunehmende Emanzipation, auch und gerade die religiöse Emanzipation der Menschen. Es ist das zunehmende *Selbstbewusstsein eines je eigenen Glaubens*, das die Kirche herausfordert zur Erfindung und Ausgestaltung neuer Zwischenräume, in denen diese religiöse Selbständigkeit artikuliert – und koordiniert – werden kann.

(f) Bedeutsam erscheint mir weiterhin die Beobachtung, dass die regionale Artikulation und Koordination religiöser Selbsttätigkeit sich – jenseits der verschiedenen, jeweils besonders modernen Organisationsstrukturen – auf eine durchaus vergleichbare Weise vollzieht, nämlich als Versuch, die kirchlichen Anliegen der Kirche – das Evangelium und seine Folgen für die Lebensführung – auf neue Weise *sichtbar zu machen*, für die Beteiligten wie in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit:

- Der Superintendent, als regionaler Bischof, repräsentiert, ja inszeniert in seiner Person die neue Lehre, die konfessionelle Identität der Region bzw. – unter den

---

26 Vgl. Hermelink, Kirchliche Organisation, a. a. O., 280 ff.

Bedingungen konfessioneller und religiöser Pluralität – die evangelische Kirche in der und für die Region.

- Auch die Visitation soll denen, die besucht werden, von Anfang an die evangelische Lehre, und ebenso die jeweiligen Autoritäten in Religion und Politik vor Augen führen; auch hier sind die regionalen Öffentlichkeiten stets mit im Blick.
- Gemeindebezirke, ihre Presbyterien und Hausväterverbände zielen darauf, die kirchliche Gemeinschaft bis in das letzte Hinterhaus sichtbar und präsent zu machen. In anderer Weise, aber mit dem gleichen Ziel lassen sich auch die Gemeindehäuser des späten 19. Jahrhunderts als Versuch deuten, die seelsorglichen Anliegen der evangelischen Kirche, und damit das sozialintegrative Profil ihres Glaubens öffentlich sichtbar zu machen.
- Und die Dienstgruppen und Teampfarrämter, auch die Bildungshäuser und die Beratungsstellen der Kirchenkreise sollen ebenfalls nach außen wie nach innen markieren: Kirche, christlicher Glaube und christliches Leben vollzieht sich wesentlich – und sichtbar – dort, wo die Menschen ihr Arbeitsleben wie ihre Freizeit verbringen, eben in den städtische Agglomerationen und Zonen.

Begreift man die evangelischen Großkirchen, namentlich in der Neuzeit, insgesamt als Inszenierung des individuellen wie gemeinschaftlichen Glaubens,<sup>27</sup> so macht sich dieser *wesentlich darstellende Charakter der Kirche* offenbar nicht zuletzt an ihrer Bildung und Gestaltung je neuer regionaler Strukturen fest.

---

27 Vgl. wiederum Hermelink, Kirchliche Organisation, a. a. O., 116–123: Kirche als „Inszenierung – öffentlich erkennbarer Glauben“.

(g) Die semantische Analyse des Begriffs der „Region“ (s.o. (2)), und dazu der Blick auf drei exemplarische Regionalisierungsprozesse der evangelischen Kirche, lassen erkennen: Die Konflikte, die sich – auch und gerade heute – mit dem Begriff der Region verbinden, sind dadurch vertieft zu verstehen und zu bearbeiten, dass man die jeweiligen *Gestaltungsimpulse* freilegt, also die Problemwahrnehmung und Problemlösung erhebt, die sich – seitens unterschiedlicher Akteure – mit einem konkreten Regionalisierungsprogramm verbinden. Zugleich ist aus praktisch-theologischer Perspektive stets danach zu fragen, welches Modell kirchlicher Sozialität, welches *Idealbild der evangelischen Kirche* die verschiedenen Akteure mit der kirchlichen „Region“ verbinden. Die Frage nach der leitenden Idee, der Utopie kirchlicher Regionalisierung, wie sie sich in den drei betrachteten Beispielen zeigt, soll darum auch den Abschluss der vorliegenden Überlegungen bilden.

Auf der einen Seite sind die integralistischen, auf *Wiedergewinnung einer kirchlichen Einheit* zielenden Vorstellungen unübersehbar. Die Superintendentur fungiert – bis heute – wesentlich als kirchlicher Aufsichtsbezirk, der die theologische wie die administrative Einheit der Kirche garantieren soll. Dieses aufsichtliche, kontrollierende Element ist auch in den Hausväterverbänden Sulzes manifest, und ebenso in manchem kirchenleitenden Regionalisierungsprogramm der Gegenwart. Mit „Region“ verbinden sich auch in der Kirche nicht zuletzt regressive Utopien: Die sichtbare Kirche soll (wieder) so sein wie früher, im Dorf, in der Kleinstadt, ja in der Urgemeinde, oder jedenfalls wie im Wittenberg Luthers – und wenn die „Gemeinde“ diesen Rückbezug auf das Alte, Ursprüngliche nicht mehr zu leisten scheint, dann muss es eben ein Zwischenraum unter- oder oberhalb tun.

Auf der anderen Seite lassen die historisch ‚gelungenen‘ Regionalisierungsprozesse aber doch auch die Utopie einer freien, selbständigen, experimentellen Organisationsform des Glaubens erkennen, in der man sich – auch per geordneter Visitation – wechselseitig besucht, ermutigt und anregt, in der man sich im geselligen Austausch weniger kontrolliert als vielmehr sich wechselseitig zur Selbständigkeit hilft. Jedenfalls in einigen Strängen der Gemeindebewegung lässt sich insofern auch eine Weiterführung des ‚republikanischen‘ Kirchenmodells von Friedrich Schleiermacher erkennen. Und erst recht zielt das Regionalprogramm der Kirchenreform seit den 1960er Jahren weniger auf eine Rückkehr in vormoderne, dörflich-überschaubare Strukturen als vielmehr darauf, den Glauben und seine Gemeinschaft in der modernen Großstadt, in ihren vielfältig-verwirrenden Strukturen zu leben und erkennbar zu machen. Der genossenschaftliche, egalitäre Zug, auch die Selbstverantwortung des je eigenen Glaubens, dies alles kennzeichnet schon die ersten Entwürfe der Gemeinschaft des Rechtfertigungsglaubens im Wittenberg des 16. Jahrhunderts.

Das kirchliche Interesse an der „Region“, genauer: an der Gestaltung von Regionen, an ihrer Entdeckung, Erschließung und Profilierung repräsentiert insofern auch, wenn nicht sogar vor allem einen *genuin protestantischen Impuls*. In der Region inszeniert sich die Selbständigkeit, die Freiheit des Glaubens; hier kommen die je neuen Versuche zur Darstellung, sich in den Zwischen-Räumen der Gesellschaft auf der Basis jenes Glaubens eigenständig, eigenverantwortlich und durchaus konfliktfreudig zu organisieren. Insofern gilt, zugespitzt und hoffentlich provokant: Nicht die immer schon gegebene „Gemeinde“, sondern der Zwischen- und Gestaltungsraum der „Region“ stellt die eigentlich protestantische Lebensform der christlichen Kirche dar.